

Heimweh

Roman von Rheinhold Ortmann

(7. Fortsetzung.)

Mit gekümmerten Köpfchen und zuckenden Lippen stand Etsriede am Tisch, ein in seiner Lieblichkeit zweiseitig rührendes Bild der Rathlosigkeit und Betrübniß.

„Ich möchte doch ins Theater gehen und um eine Rücknahme der Kündigung bitten“, sagte sie endlich.

„Hier in der Stadt fände ich ja jetzt, mitten im Winter, sicherlich kein anderes Engagement.“

„Aber das sollen Sie auch gar nicht. Sind Sie denn wirklich so mit Leib und Seele bei dieser Kunst, daß Sie nicht mehr ohne sie leben können und wäre es auch nur für ein paar Wochen oder Monate?“

Etsriede schüttelte den Kopf.

„Das ist es nicht. Ich bin ja eine so unbedeutende Schauspielerin. Aber es ist nun einmal mein Beruf, und ich bin doch darauf angewiesen, ihn auszuüben.“

„Mein Bruder war an diesem Morgen bei Ihnen. Haben Sie denn mit ihm gar nicht über Ihre Zukunft gesprochen? Und hat er Ihnen nicht als der Freund Ihres Vaters seinen Beistand angeboten?“

„O ja — er that es sogar in der liebendwürdigsten Weise. Und ich bin ihm herzlich dankbar für seine Güte, wenn ich auch die angebotene Unterstützung selbstverständlich ablehnen mußte.“

Er merkte wohl, daß ihre Worte zugleich ein Wink sein sollten auch für ihn, eine verschleierte Bitte, sie nicht durch eine Wiederholung ähnlicher Anerbietungen in Verlegenheit zu setzen. Und er beherzigte die Mahnung, die sie ihm da hatte zu Theil werden lassen.

„Immerhin aber werden Sie ihm, und bei etwas näherer Bekanntschaft auch mir gestatten, Ihnen mit freundschaftlichen Rathschlägen zu dienen, die Sie dann ja noch immer ganz nach Ihrem Belieben befolgen oder verworfen können. Für den Augenblick allerdings scheint mir eine allzu dringliche Veranlassung dazu noch nicht vorhanden.“

Denn es ist außer aller Frage, daß Sie weder Ihren bisherigen Direktor um eine Rücknahme dieser brutalen Kündigung bitten, noch ein anderes Engagement suchen dürfen, ehe nicht Ihre Kräfte Ihnen gestatten würden, es auch wirklich anzutreten.“

Da Sie nicht krank, sondern nur in hohem Grade übermüdet sind, wird bei der nöthigen Ruhe und Schonung — aber auch nur dann! — eine Woche wahrscheinlich hinreichen, Sie wieder für Ihren schauspielerischen oder irgend einen anderen Beruf tauglich zu machen. Und nicht wahr, Sie werden sich diese Schonung gönnen, wenn ich Ihnen auf mein Wort versichere, daß es um Ihrer selbst und um Ihrer Schwester willen Ihre heilige Pflicht ist?“

„Ich darf ja nicht Nein sagen, nachdem Sie es mir unter solcher Begründung befehlen. Aber...“

„Nichts da! Nein! Aber und keine Einschränkung! Und ich vertraue Sie, mein kleines Fräulein, hiermit in aller Form mit dem Amte eines Aufsehers über meine unzuverlässige Patientin. Sie werden mir von jeder Uebertretung getreulich Bericht erstatten; kann ich darauf rechnen?“

„Unbedingt!“ rief Gertha, fräglich in seine dargebotene Rechte eintragend. „O, ich habe Augen wie ein Luchs, Herr Doktor! Und wir wollen ihr nichts durchlassen, nicht den allerkleinsten Ungehorsam. Erst wenn sie wieder so rosig und blühend aussieht wie früher, erhält sie ihre Freiheit zurück.“

„Gertha!“ mahnte Etsriede verlegen. Aber die Schwester verschloß ihr mit einem halben Dugend zärtlicher Küsse die Lippen. Und dann lief sie wie ein Wirbelwind in das anstehende Schlafzimmern, um gleich darauf in einem Straßenjüden, aus dem sie schon bedenklich heraus gewandert war, und in einem ledernen Koffer, das ziemlich schief auf den dunkeln Boden sah, wieder zum Vorschein zu kommen.

„Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe“, sagte sie, ihre Notenhäfte zusammenfassend, „sonst macht mir der Professor ein bitterböses Gesicht.“

„Vielleicht haben wir denselben Weg. Oder darf ich nicht wagen, Ihnen meine Begleitung anzubieten?“

„O, warum nicht? Ich gehe nach dem Neuenmarkt, ist das auch Ihre Richtung?“

„So ungefähr. Wdieu also für heute, Fräulein Lornsen! Und ich darf mich bis auf Weiteres als Ihren Hausarzt betrachten, nicht wahr?“

„Ich weiß nicht, Herr Doktor, wie ich Ihnen und Ihrem Bruder angemessen danken soll für die Theilnahme, die Sie mir erweisen.“

„Damit, daß Sie meine Verhaltensmaßregeln nicht in den Wind

schreiben. Für einen Arzt ist das immer der beste Lohn.“

Er unterließ es, das schmale Händchen freundschaftlich zu drücken, wie er's so gern gethan hätte, und wandte sich Gertha zu, die schon mit allen Anzeichen lebhafter Ungebuld in der offenen Thür stand.

„Hoffentlich können Sie gut marshalliren, Herr Doktor“, sagte sie, während sie leichtfüßig vor ihm die Treppe hinabsteigte. „Denn wir müssen flott ausfahren. Sie glauben nicht, was für eine Angst ich vor meinem Professor habe.“

„Ihr Professor ist ein Musiklehrer, wie ich vermute. Sie sind also eine angehende Künstlerin?“

„Ja — aber es geht noch sehr an“, meinte sie mit einem drolligen Seufzer. „Manchmal kommt es mir vor, als ob ich mindestens noch hundert Jahre brauchen würde, um es zu etwas Rechtem zu bringen. Und für ein erstes öffentliches Auftreten wäre ich dann doch schon ein bisschen alt.“

„Sie werden sich also bemühen müssen, etwas früher dahin zu gelangen. Wer ist denn Ihr Lehrer?“

„Professor Bernhart“, erwiderte sie mit einem gewissen Stolz. „Haben Sie ihn jemals spielen hören?“

„Freilich! Und ich war zu der Zeit, da er sich noch öffentlich hören ließ, gewiß einer seiner begeistertsten Verehrer. Aber erzählte man mir nicht, daß er auch seine Lehrthätigkeit bereits seit Jahren aufgegeben habe?“

„So ist es auch. Ich bin seine einzige Schülerin. Und denken Sie, Herr Doktor, er unterrichtet mich ganz unentgeltlich. Ist das nicht himmlisch von ihm?“

„Es ist jedenfalls ein Beweis, daß er sich viel von Ihnen verspricht. Ich werde Sie nächstens bitten, mir etwas vorzuspielen.“

Das thue ich mit Freuden. Aber unser Klavier ist so schlecht. Und wenn Etsriede nun wirklich ihr Engagement verliert, wird sie wohl schwerlich ihr Versprechen einlösen können, mir zum nächsten Quartals-ersten ein besseres zu mieten.“

„Sie bezahlt also auch diese Klaviermiete von ihrer Gage?“

„Aber natürlich — das und alles andere! Ich besitze ja keinen Pfennig, und verdienen kann ich doch auch nichts, da ich den ganzen Tag über nichts. O, sie ist so gut, so himmlisch, gut. Wenn sie nicht für mich sorgte, hätte ich gewiß schon Kirchengärtnerin lernen müssen oder Stenographie, oder etwas noch Schredlicheres. Ich liebe sie abgöttisch. Und ich bin so froh, daß Sie ihr das viele Arbeiten verbieten wollen. Nun wird sie auch gewiß wieder so schön und so frisch werden, wie sie es vor ihrer Theaterzeit gewesen ist.“

„Das ist also noch nicht lange her?“

„Nein doch! Sie ist ja erst vor einem Jahr zur Bühne gegangen, als diese Uebersetzungen und das greuliche Schreibmaschinentippen nicht mehr so viel eintrugen, daß wir anständig davon leben konnten. Es kam ganz zufällig; Etsriede selbst hatte vorher niemals daran gedacht. Und sie hat doch ein so herrliches Talent, nicht wahr, Herr Doktor?“

„Wie sollte ich ein Urtheil darüber abgeben können?“ meinte er ausweichend. „Ich sah sie ja an diesem unglücklichen gestrigen Abend zum ersten Mal.“

„Ach so! Nun, Sie werden ja noch Gelegenheit haben, sie zu bewundern. Denn sie macht gewiß eine glänzende Karriere — obwohl es mir, unter uns gesagt, manchmal vorkommt, als sei sie mit dem Herzen nicht so ganz bei ihrer Kunst wie ich bei der meinen. Aber das kommt wohl daher, daß es beim Theater so viele Unannehmlichkeiten gibt. Ich weiß nicht recht, worin sie bestehen, denn Etsriede spricht zu mir niemals davon. Und so weit ich zurückdenken kann, habe ich überhaupt noch nie eine Klage aus ihrem Mund gehört. Aber Frau Teschendorf, deren Mann auch Schauspieler gewesen ist, sagt immer, es wäre ein dornenvoller Beruf für ein rechtshaffenes Mädchen. Meinen Sie das auch, Herr Doktor?“

„Wenn Frau Teschendorf aus Erfahrung spricht, wird sie wohl recht haben. Und Sie sollten sich deshalb von Herzen freuen, wenn Ihre Schwester diesen dornenvollen Beruf eines Tages wieder aufgäbe.“

Gertha blinzelte verpönbelt auf, als zweifle sie, daß seine Worte ernsthaft gemeint seien.

„Aber warum sollte sie es denn thun? Seiner Kunst muß man doch treu bleiben bis zum Tode. Und die berühmten Schauspielerinnen, die sich nachher Brillanten und Equipagen

kaufen konnten, haben es im Anfang wahrscheinlich auch nicht leichter gehabt als meine geliebte Else. Wenn ich an ihrer Stelle wäre, ich liebe mich durch kleine Widerwärtigkeiten gewiß nicht betrennen.“

Da er nicht wohl versuchen konnte, das ahnungslose Kind, dem die frühliche Unschuld so hell aus den Augen leuchtete, über die Natur dieser Widerwärtigkeiten aufzuklären, hielt Hermann Artner es für angezeigt, das Gespräch hier abzubrechen und sich von ihr zu verabschieden. Aber mit einigem Vergnügen blickte er noch ein paar Sekunden lang dem hübschen, schlanken Mädchen nach, wie es leichtfüßig und elastisch die Straße hinabschritt.

9. Kapitel.

Die lästigen Besuche, von denen Else dem Doktor geschrieben hatte, waren gegangen, frühzeitig, wie es bei einem einsamen Diner die gute Sitte vorschreibt, und Mutter und Tochter waren wieder allein.

Elsie hatte sich gemächlich auf ein Ruhebett gekümmert und nach einem Buche gegriffen. Frau Flemming aber, die schon während des Essens zerstreuter und schweigsamer gewesen war als sonst, ging ganz gegen ihre Gewohnheit wie in nervöser Ungebuld auf und nieder.

„Weßhalb siehst Du nur so oft nach der Uhr, Mama?“ fragte Elsie, die sich offenbar in ihrer Letztüre gefürchtete, nach einer Weile. Man sollte fast glauben, daß Du noch jemand erwartest.“

„Das thue ich auch. Wenn er pünktlich ist, wird dieser Herr Artner in einer Viertelstunde hier sein.“ Ueberrascht hob das junge Mädchen den Kopf.

„Der Doktor, Mama?“

„Nein, nicht er, sondern sein Bruder.“

„Ah, und davon weiß ich gar nichts? Kommt er denn nicht mit seiner Frau?“

„Nein. Und ich bezweifle, mein Kind, daß sie die Schwelle unseres Hauses jemals überschreiten wird. Als der Doktor uns gewissermaßen um die Erlaubniß bat, seinen Bruder hier einzuführen, wußte er offenbar nicht, welche Absichten diesen Herrn Artner in Bezug auf mich befehlten.“

„Mein Gott, das klingt ja, als käme er mit den feindseligsten Vorzügen.“

„Und ich vermute beinahe, daß es sich so verhält.“

Jetzt ließ Fräulein Elsie die Füße von dem Ruhebett gleiten, und zwischen ihren Brauen zeigte sich eine kleine Falte.

„Aber das ist ja ganz undenkbar. Möchtest Du Dich nicht wenigstens etwas deutlicher erklären?“

„Das ist kaum möglich, denn ich selbst weiß in diesem Augenblick noch nicht recht, was er eigentlich will. Er hat mich gestern in einem sehr geschäftsmäßigen Briefe um eine Unterredung gebeten, und hat dabei nur andeutungsweise durchblicken lassen, um was es sich für ihn handelt.“

„Nun also — diese Andeutungen zum mindesten könntest Du mir doch wiederholen.“

„Es betrifft eine Sache, mein Kind, die Deinem Vater mehr Aufregung und Verdruß bereitet hat als irgend eine andere — eine Sache, die gewissen unandabaren Geschöpfen sogar als Vorwand gebietet hat für die abscheulichen Verächtlungen und Verleumdungen.“

„Ah, weßhalb diese Umschreibung? Es kann doch nur die Affaire Lornsen sein, von der Du sprichst.“

„Nun ja, sie ist es.“

„Wie aber kommt des Doktors Bruder dazu, sich um diese Angelegenheit zu kümmern — er der um Tausende von Meilen entfernt war, während sie sich abspielte, und der erst vor wenig Tagen von der andern Hälfte der Erdkugel hierher zurückgekehrt ist?“

„Gener Lornsen hat das letzte Jahr seines Lebens auf Samoa zugebracht, und Herr Rolf Artner schreibt mir, daß er mit ihm auf das engste befreundet gewesen sei. Er fühlt daraufhin, wie es scheint, nun auch die Verpflichtung, den ritterlichen Beschützer der hinterlassenen Töchter zu spielen, und sich, wie er sagt, in ihrem Interesse gewisse Auskünfte von mir zu erbitten.“

„Und Du hast Dich bereit erklärt, sie ihm zu geben?“

„Ich habe ihm geantwortet, daß mir sein Besuch am heutigen Nachmittag willkommen sei. Hätte ich denn nach Deiner Meinung etwas anderes thun sollen?“

„Nein. Aber ich verstehe nicht, weßhalb Du Dich jetzt vor dieser Unterredung fürchtest.“

„Ich fürchte mich vor nichts und vor niemand. Aber es ist mir peinlich, daß an diesen alten Geschichten gerührt werden soll, die Deinem Vater das Leben verbittert haben — das ist alles.“

„Wenn es nichts weiter ist als das, Mama — weißt Du, was ich dann an Deiner Stelle thäte?“

„Nun?“

„Ich würde Herrn Artner mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen, würde die lästige Sache so schnell und so freundlich als möglich abthun und...“

„Ja, wenn es dabei nur auf mich anläme!“ rief Frau Flemming ein. „Aber sein Brief war in so ernsthaften, ich möchte fast sagen, feierlichen Wendungen abgefaßt, daß ich vermuthete, es ist ihm an einer sehr gründlichen Erörterung gelegen.“

„Ich verstehe das gar nicht. Die Haltlosigkeit der Lornsen'schen Ansprüche ist doch, wie ich denke, schon ganz sonnenklar erwiesen und durch ein gerichtliches Erkenntniß bestätigt worden.“

„Allerdings. Der Vormund der beiden Mädchen wurde mit seiner Klage abgewiesen. Aber der verstorbene Lornsen scheint seinem Freunde Artner allerlei abenteuerliche Mährchen aufgetischt zu haben, von deren Wahrhaftigkeit der junge Mann jedenfalls überzeugt ist. Und diese Etsriede, die Deinem Vater zum Dank für die empfangenen Wohlthaten einen so unverschämten Brief zu schreiben wagte, hat ihn natürlich nur noch mehr darin bestärkt.“

„Und das beunruhigt Dich, Mama? Du brauchst ihm doch nur zu versichern, daß man ihn getäuft hat. Man kann eine Sache, die einmal gerichtlich abgethan worden ist, doch nicht nach so und so viel Jahren beliebig wieder aufnehmen.“

„So hoffe ich. Aber ich wünschte doch, Doktor Dallwig wäre noch am Leben.“

„Weßhalb das? Welchen Nutzen könntest Du Dir von ihm versprechen?“

„Er hat damals den Prozeß der Lornsen'schen Erben gegen Deinen Vater geführt. Und er könnte deshalb bestätigen, daß die Dokumente, die Bernhard Lornsen ihm angeblich anvertraut haben soll, niemals existirt haben.“

In den klugen Augen des jungen Mädchens bligte es eigentümlich auf. Nicht mehr in dem überlegenen Ton, den sie bisher angeschlagen, sondern mit erschrocken sehr hoch gespanntem Interesse sagte sie:

„Wenn sie existirt hätten, würde der Prozeß dann einen anderen — ich meine einen für die Lornsen'schen Ausgang genommen haben?“

„Vielleicht — ich weiß nicht — Du mußt mich nicht mehr fragen, als ich beantworten kann. Genug, daß sie nicht da waren, und daß Dallwig erklären mußte, nichts von ihnen zu wissen.“

„Das erklärte er? Und er führte den Prozeß gegen den Papa, obwohl er mit ihm befreundet war?“

Frau Flemming, die immer widerwilliger auf die eindringlichen Fragen ihres weßherigeren Töchterchens geantwortet hatte, wandte sich heftig um.

„Was willst Du damit sagen, Elsie? Und was soll dies ganze Behörbeuten?“

„Mein Gott, es ist doch kein Wunder, wenn ich mich für eine Angelegenheit interessire, die mich schließlich ebenso nahe angeht, wie Dich. — Aber es hat getlingelt, Mama! Das ist ohne Zweifel Herr Artner! Willst Du ihn hier empfangen?“

„Nein, ich beauftragte Martha, ihn in den blauen Salon zu führen.“

„Laß ihn lieber hierher kommen. Eine Unterhaltung in gemüthlichen Wohnzimmern hat von vornherein einen beglücklicheren Anstrich. Und wenn Du zu mir hören willst, Mama, wirst Du Deine ganze Liebenswürdigkeit aufbieten, um es nicht ohne die zwingende Nothwendigkeit mit ihm zu verderben.“

Frau Flemming tupfte sich mit ihrem feinen Taschentuch die Stirn, obwohl es keineswegs übermäßig heiß im Zimmer war.

„Ein solcher Rath, mein Kind, ist leichter gegeben als ausgeführt. Ich kann doch nicht geradezu um seine Freundschaft und sein Wohlwollen betteln.“

„Das ist auch nicht nöthig. Eine so gute Menschenkennerin wie Du wird den richtigen Weg schon zu finden wissen. Aber sieh zu, ihn eine halbe Stunde hier festzuhalten! Ich möchte den gefährlichen Menschen doch auch gern kennen lernen.“

Das Hausmädchen kam mit der Karte des Besuchers.

„Der Herr wartet im blauen Salon, wie gnädige Frau befehlen.“

„Führen Sie ihn hierher. Und wenn sonst noch ein Besuch kommen sollte — es ist niemand zu sprechen.“

Elsie ging zu der Thür, die in das Nebengemach führte. Die Öffnung war nur durch einen Vorhang verschlossen, und sie ließ denselben erst dann wieder hinter sich zufallen, als Herr Artner eingetreten war. Nur einen einzigen Blick hatte sie auf ihn werfen können; aber mit seiner hohen, breitschulterigen Gestalt, seinem tief gebräunten, blondbärtigen Antlitz, war er ihr bei dieser flüchtigen Mustering, als der schönste Mann erschienen, den sie je gesehen.“

Sie hätte es leicht gehabt, hier seine Unterhaltung mit ihrer Mutter zu be-

lauschen; aber sie verschmähte es, ihre Neugier auf eine so unwürdige Weise zu befriedigen. Wußte sie doch, daß sie auch ohnedies später alles erfahren würde, was sie zu wissen begehrt.

Sie ging in ihr Ankleidezimmer und stellte sich vor den Spiegel. Wie immer, wenn im Flemming'schen Hause Gäste empfangen wurden, hatte sie sich auch zu dem heutigen kleinen Diner mit beinahe gefuchter Einfachheit gehalten. Aber ihre Toilette war nichtsdestoweniger ein Meisterwerk des geschicktesten Damenschneiders der Stadt. Auch das prachtvollste Balletkostüm hätte ihren tadellosen Wuchs, die anmuthige Fülle ihrer Formen nicht wirksamer zur Geltung bringen können als das knapp anschließende, schmucklose Kleid nach englischem Schnitt. Es war gewiß kein eitel Selbstbetrug, wenn sie ihr Ebenbild im Spiegel sehr hübsch fand, und wenn sie mit einiger Zuversicht darauf rechnete, auch dem von ihrer Mutter offenbar nicht wenig gefürchteten Besucher zu gefallen. Ein wenig aber half sie doch den Stirnlocken noch mit der Brennschere nach, und ein klein wenig auch dem Roth ihrer Lippen, das ihr heute um ein Geringes minder frisch vorkommen wollte als gewöhnlich.

Die halbe Stunde, von der sie zu Frau Flemming gesprochen hatte, war noch nicht ganz vorüber, als sie das Gemach neben dem Wohnzimmer wieder betrat. Für einen Augenblick blieb sie lauschend stehen. Und sie hörte eine tiefe, angenehme klingende Männerstimme sagen:

„... nicht aus feindseliger Gesinnung gegen Ihren Gatten, den ich ja nie gesehen, sondern einzig aus Pietät gegen das Andenken eines theuren Freundes, der sich mir vom ersten bis zum letzten Tage unserer Bekanntschaft stets als ein Mann von Ehre und als ein wahrer Gentleman erwies.“

(Fortsetzung folgt.)

„Nimm doch einmal!“

Wer hätte nicht einmal schon bei irgendeinem Uebelbefinden diesen guten Rath bekommen! Die Nachbarnin hat Willen, die unfehlbar wirken, die Cousine hat ein Pulver, der Onkel eine Einreibung. Und jeder bringt die sichere Hilfe womöglich gleich herbei und ist getränkt, wenn man sie etwa abweist.

„Ja, wenn Du eben nicht willst!“ Und sie hatte doch dem Onkel, der Tante, der Großmutter oder irgendeinem anderen so brillant geholfen! Vielleicht ist das Pulverchen oder die Einreibung, die da freiwillig hervorgebracht wird, schon längst dumpfig oder trübe, vielleicht hatte auch der, auf dessen Namen die Verordnung lautete, ganz etwas anderes — aber man kann es doch einmal versuchen! Es wäre doch schade, etwas wegzuworfen, was viel Geld gekostet hat.

Wer in Pflegeteisen zu tun hat, weiß, daß in manchen Fällen sogar Familienmitglieder übriggebliebene Medizinien austrinken, nur damit sie nicht umkommen! Denn die Menschheit ist im großen und ganzen leider nur allzu bereit, dem fatalen Rath: „Nimm doch mal!“ sofort die That folgen zu lassen! Wenn es doch dem oder jenem gut gehen hat! „Es nimm!“ sich doch viel leichter etwas, als daß man sich erst dem langweiligen Zwange eines sachgemäßen Verhaltens — worin in der Hälfte aller Fälle wohl die vom Arzt vorgeschriebene Kur bestehen würde — unterwirft. Der Hausherr will sein Bier nicht missen, seine Zigarre nicht aufgeben — da „nimm!“ er schnell irgend etwas, was ihm angepriesen wird, um der Indisposition gleich die Wurzel abzuschneiden, wie er meint. Die Hausfrau ist überarbeitet, sie sollte ihrem Körper ein paar Stunden Schlaf oder einen Spaziergang gönnen und das Uebelbefinden würde auf einfache und naturgemäße Weise gehoben sein. Aber sie hat im Haushalt zu thun oder vielleicht auch ein Vergnügen vor, das sie nicht ablagern will. Da schluckt sie ein Gläschen Medizin, das eine Bekannte anpreist, so schnell und leicht — und es hilft vielleicht doch! Die wenigsten fragen sich, daß ein Mißbrauch der Heilmittel unter Umständen ernste Folgen haben kann; kein gewissenhafter Mensch sollte aus Gefälligkeit aufs Gerathewohl Mittel anpreisen, von denen er keine Ahnung hat, ob sie in dem gerade vorliegenden Falle auch wirklich nützen können; kein gewissenhafter Mensch sollte sich auf solche Versuchsschluderei einlassen.

Im günstigsten Falle wird sein Körper überhaupt reagieren, sofern es sich vielleicht um ein jener harmlosen Beruhigungsmitteln handelt, mit denen der Arzt oftmals Patienten, die alles Heil nur vom Einnehmen erwarten, hinhalten muß. Denn jeder zweite Kranke zumindest will lieber eine quartalfache Medizin austrinken, als nur vierzehn Tage lang naturgemäß und vorsichtig leben. Wenn er nichts zu schlucken bekommt, verzweifelt er von vornherein an dem Erfolge. Für solche Leute muß man Arzneien haben, mit deren Verordnung das tobierende werden kann, was ihnen wirklich nicht, vielleicht ohne daß sie es wissen, Geradzuzufraß handelt der, der schmerzende Medizinien an Dritte weitergibt. So etwas ist nicht mehr

Gefälligkeit, sondern grober Unfug. Wenn ein Leiden dem andern noch so ähnlich sieht, ein Laie, selbst wenn er schon in Krankenstuben gerochen hat, kann niemals erkennen, ob es auch wirklich dasselbe ist.

Auch sind bei der Verabreichung von Medikamenten oft Vorschriften zu beobachten, mit denen nur der in der ärztlichen Wissenschaft Stehende und sein geschultes Pflegepersonal Bescheid weiß. In einem gutgeführten Krankenhauste z. B. darf Aspirin nicht gegeben werden, ohne daß gleichzeitig die Thätigkeit der Nieren einer dauernden Beobachtung unterstellt wird. Von solchen Vorsichtsmaßregeln hat der, der eine Medizin an Dritte weitergibt oder sie ohne Verordnung selbst nimmt, in den meisten Fällen keine Ahnung. Es gibt einen sehr gangbaren Mittelweg zwischen den Ueberängstlichen, die, wenn sie zweimal nacheinander genießt haben, zum Arzt laufen und von ihm sofortige Abstellung ihres Leidens unter Garantie verlangen, und jenen Leichtgläubigen, die alles einnehmen, was Müllers oder Schulzes jemals geholfen haben soll.

„Nimm doch einmal!“ Nun ja: Nimm doch einmal deine Gedanken zusammen und überlege dir, daß Luft, Licht, Mäßigkeit, Sauberkeit, Arbeit und Schlaf die Dinge sind, die dich am ersten gesund erhalten, und daß, wo diese nicht ausreichen, anderes für dich nötig ist, als die Medizin, die deine Bekannten zufällig noch in ihrem Schrank haben.

„Nimm doch einmal!“

Anlässlich des jetzt für Berlin projektirten Denkmals für Werner Siemens dürfte eine kurze Erinnerung an den Lebenslauf dieses bedeutenden Mannes willkommen sein. Siemens ist auf dem Umwege über das Militär zur Technik gelangt, da er bereits im Alter von 18 Jahren bei der Artillerie in Magdeburg eintrat. Mit ganz besonderem Behagen erzählt er in seinen „Lebenserinnerungen“ von seinem Bombardier, der ihn auf dem Magdeburger Domplatz Scharf drückte, dessen Wohlgefallen er sich aber bald zu gewinnen wußte, nachdem er in dem Bodensatz des Magdeburger Bräuhahns, eines damals beliebten Bieres, ein Mittel gefunden hatte, auch die widerstehendste Feiur der Retorten, der militärischen Vorsehrift entsprechend, zu glätten. Seine ersten gründlichen technischen Kenntnisse erlangte Siemens in den drei glücklichen Jahren, die er damals auf der Artillerie- und Ingenieurschule verbrachte. In Wittenberg machte S. seine erste Erfindung und schrieb auch sein erstes Patentgeheim, auf das „dem Setonleutnant Werner Siemens am 29. März 1842 ein Patent erteilt wurde auf ein Verfahren: Gold befeucht der Vergoldung auf nassem Wege vermittelst des galvanischen Stroms aufzulösen“. Es ist originell, daß Siemens diese Erfindung während einer ihm wegen Kartelltrugens bei einem Duell zuertheilten mehrtägigen Festungshaft gemacht hat. Siemens lag frühzeitig die Verpflichtung ob, für seine jüngeren Geschwister zu sorgen. Die Erziehung ging im elterlichen Hause so weit, schreibt Siemens, daß die älteren Kinder mitbestimmt wurden, wenn eines der jüngeren etwas Strafbares begangen hatte. Die ganzen Geldmittel, welche Siemens und dem jungen Mechaniker Hofste zur Errichtung der ersten Berliner Telegraphenbau-Anstalt zur Verfügung standen, waren 4000 Dollars, die ihm sein Vater, Justizrat Georg Siemens, geliehen hatte. Aus diesen kleinen An-lingen ist das längst jetzt weltbekannte Establishment von Siemens & Halske mit seinen Zweiggeschäften in allen Hauptstädten Europas entstanden.

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“

„Nimm doch einmal!“